

Salle de Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition: Halle, Leipzigerstrasse 87.

Halle a. S., Donnerstag 25. Juli 1895.

Verleger: Curtius: Berlin C, Grödenstrasse 3.

Telegramme.

Hamburg, 25. Juli. Der wegen Ermordung des Schriftführers... Paris, 25. Juli. Intransigent und verwandte Blätter greifen die Regierung an... London, 24. Juli. Westküsten Preise fest, unverständlich.

Was die englischen Parlamentswahlen kosten.

(Von unserem Londoner Korrespondent.) London, 23. Juli. Das Wahlgesetz ist noch immer nicht zum Schmelzen gekommen... Das Wahlgesetz ist noch immer nicht zum Schmelzen gekommen, und führt nach wie vor Sand und Wasser, erhält jedermann in fortwährender Aufregung...

Deutsches Reich.

Kaiser Wilhelm geht zufolge der nunmehr getroffenen Reichspostpositionen morgen, Donnerstag, Abend von Holland direkt nach Capri in See zu gehen. Der Kaiser wird sich auf einige Tage von Genua nach Romher (Vatikanstadt) und so Ost des Nord Ostsee sein...

Die Roggennumme.

(Schluß.) Wenige Tage darauf, - ich hatte die Erzählungen des jungen Mädchens durchaus nicht mehr im Sinn - ging ich mit meiner Nichte auf den Auenland. Die Ernteung, in der der reife Weiz, wie ich sagte, stand, war an zwei Stellen von einem mächtigen Roggenfeld flankirt; golden stand die reifende Weizenkrone in der prallen Julisonne...

führte sich dann mit einer unwillkürlichen Bewegung nach der Schulter. In diesem Augenblick vernahm ich einen heftigen, so nahen Knall, als sei meine eigene Nichte losgegangen. Sie fuhr zusammen und ließ das Gewehr herunter - es war geladen und völlig in Ordnung. Die Roggennumme war verschwinden, und nur ein leises, sich entfernendes Kläuschen ließ sich noch hören...

werden die auf Urlaub befindlichen Minister derselben Mitte nächsten Monats unterbrechen, um sich zur Zeitnahme an der feierlichen Grundsteinlegung zum Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. nach Berlin zu begeben.

Der Empfang des deutschen Reichstags durch den zur Zeit weilenden Kaiser von Oesterreich ist vielfach auf die bulgarischen Vorgänge zurückgeführt worden. Dem gegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß Fürst Hohenzollern immer, so oft er auf seiner Festung bei M. Wulfen weilte, sich nach dem nur eine Eisenbahnstunde entfernten Wiede...

\* In den Rücktrittsgesuchen, die über den Staatssekretär v. Boetticher verbreitet waren, wird der 'Frankf. Ztg.' gemeldet, daß in der That der Rücktritt des Ministers nach der Kassaer alle Entwürfe beabsichtigt und fast beschlossen gewesen sei.

\* In das Direktorat der nach den Beschlüssen des Landtages zu errichtenden Zentraldarlehnskasse für den genossenschaftlichen Personalcredit ist, nach einer Neuweisung seitens der Verwaltung, der Vorstand der dortigen Reichsanstalt, zur Weidage, zum 1. Oktober berufen worden.

\* Der 'Reichsanzeiger' veröffentlicht eine Bekanntmachung der Reichs-Landbauverwaltung, nach welcher eine 21/10 h u a bis zu 2000 M. Demjenigen zugesichert wird, welcher den Preis der beim. Vertreter der feldischen 50 Marksteine zuerst einstellt und bez. gestellt nachweist, daß die Vertreter belangt werden können.

stänlich Schritt weiter lag, ebenfalls in seinem Blute, aber augenscheinlich nicht so weit vor, der Wildsch. Er hat eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...

Er hatte eine kleine Schale in der Schulter bekommen und lag in ihrer Mitte eine kleine Schale, die er als eine Zuchtart...













[Nachdruck verboten.]

### Von Bruderhand.

30) Roman von Doris Frein v. Spätgen.

„Nun, deutſche Grafen belieben ja nur in großen Ausnahmefällen unſer Land mit ihrem Beſuche zu beehren — vorausgeſetzt daß ſie nicht zu denjenigen gehören, denen der Boden des Vaterlandes unſicher und heiß geworden iſt.“ verſetzte der Amerikaner ſcharf und ſpöttiſch.

Ohne ſich durch dieſen Einwurf beirren zu laſſen, lächelte Archibald herzlich auf und ſagte heiter:

„Da wären wir ja wieder einmal bei dem Thema angelangt, das unſer gutes Uebereinstimmen ſiets zu gefährden droht. Ich habe es daher auch längt aufgegeben, Sie zu meinen Anſichten zu bekehren. Mr. Jefferſon. Aber ich möchte doch jedem etwaigen Vorurtheile gegen meinen Freund ſofort die Spitze abbrehen, indem ich Ihnen verſichere, daß kein Kommen Nel und mich mit Freude erfüllt und wir ſogar — Hoffnungen und Pläne für die Zukunft darauf bauen.“

„So, hm — Hoffnungen!“ Mr. Jefferſon war nun mit dem Zusammenfallen der Zeitung fertig geworden und legte ſie auf den Tiſch. Jetzt erhob er ſich und ſagte mit Nachdruck und auffallender Erregung:

„Ich habe ebenfalls Pläne für die Zukunft. Das heißt, ſeit mehreren Wochen beſchäftigen mich Dinge, die das Wohl meines einzigen Kindes betreffen.“

„Gewiß, Mr. Jefferſon, ich weiß das. Sie ſelbſt haben mir ja bereits davon geſprochen,“ ſiel ihm Archibald raſch ins Wort. „Der Sohn eines Geſchäftsfreundes von Ihnen aus Charleſton, der vor zwei Jahren einmal ihr Gaſt geweſen, bewirbt ſich jetzt um Georgina's Hand. Wie Sie mir verſichern, ſoll dieſer junge Watkins ein höchſt ehrenwerther, ganz vorzüglicher dabei auch hübscher und eleganter Menſch ſein. Natürlich, dergleichen Angelegenheiten wollen bedacht werden, ich begreife das vollkommen — aber . . .“

„Was — aber? Hier giebt es eigentlich gar kein Aber! Die beiderſeitigen Verhältniſſe paſſen ſo ausnehmend gut zuſammen, daß man ſagen könnte: es iſt eine Partie, wie die Tanten ſie zuſammen geſehen haben.“ unterbrach der Amerikaner den Bringen ziemlich gereizt und erregt.

„O, wirklich? Und Georgina? Ich muß ehrlich geſtehen, daß meine Kouſine in all' ihren Gewohnheiten und Anſichten, im Fühlen und Denken eigentlich mehr einer Deutſchen als einer Amerikanerin ähnel. Wer weiß, ob ſie ſich in den hieſigen Verhältniſſen dauernd glücklich fühlen würde.“

Sprachlos vor Ueberräſchung und wie Jemand, dem das Wort in der Kehle ſtecken geblieben, ſtarrte Mr. Jefferſon dem Reſſen ſeiner Frau ins Geſicht.

„Sie ſpaßen wohl nur, mein beſter Archibald?“ brachte er nach einer Pauſe unter Kopfschütteln und lebhaften Geſtikulationen mit den Händen endlich hervor, „oder wollen Sie damit ſagen, daß der kurze Aufenthalt bei ihren verehrten Eltern einen ſchädlichen Einfluß auf meine Tochter auszuüben vermochte?“

„Schädlich durchaus nicht — wenigſtens ohne ich nicht, was Sie darunter verſtehen. So viel ich wahrgenommen, ſcheint Georgy ſehr glücklich bei uns geweſen zu ſein.“ erwiderte der Prinz ein wenig trotzig und ſah dem vor ihm ſtehenden, noch immer ſtillſtändigen Mann feſt ins Angeſicht.

„Hat Georgy Sie etwa beauftragt, mir das zu enthüllen?“ fragte Mr. Jefferſon nach einer ziemlich langen Pauſe, wobei er mit zur Erde geſenktem Haupte einige Male auf und nieder ſchritt. „Warum iſt das Kind mir gegenüber jetzt ſo zurückhaltend und verſchloſſen, als ob ich der ärgſte Rabenwater und Tyrann wäre?“ rief er in ſteigender Erregung. „Sobald ich jenen Aufenthalt in Deutſchland berühre, wird ſie verwirrt und ſchweigt. Ihr müßt nicht glauben, daß ich blind bin und nicht zu kombinieren verſtehe. Gerade das Myſteriöſe an dieſer Sache macht mich mißtraulich und reizt mein Gemüth zu beſtigem Widerſpruch.“

Georgina iſt unſer einziges Kind, unſer theuerſtes Kleinod auf Erden, und ich will bezüglich ihrer Zukunft in keiner Weiſe beeinflußt werden. Halten Sie mich nicht für herzlos, Archibald, das bin ich gewiß nicht, nur ein die Dinge objektiv erfaſſender smarter Yankee bin ich, der ſich durch nichts firren noch blenden läßt. Der jahrelange Aufenthalt im Auslande hat natürlich dazu beigetragen, meinen Geſichtskreis bedeutend zu erweitern, und die Verhältniſſe Ihres Vaterlandes ſind mir zur Genüge bekannt. Meine Frau, obwohl ſie ſelbſt eine Deutſche iſt, denkt genau ſo wie ich, und wir haben durchaus keine Luſt, unſere Tochter für immer fortziehen zu laſſen. Wenn ich bisher zögerte, dem jungen Richard Watkins eine zuſtimmende Antwort zu ſchreiben, ſo geſchah es lediglich Georgina's wegen, welcher ich noch eine Weiße Zeit gönnen möchte, ſich dem Gedanken an ernſte Berufspflichten hinzugeben. Ich ſehe indeß ein, daß es nöthig wird, ſie an das zu erinnern, was ſie ihren Eltern ſchuldig iſt. Guten Morgen, Archibald.“

Mr. Jefferſon raffte die Zeitung auf und verließ mit kurzem Kopfnicken den Saal.

Ruhig und in ganz unbefangener Weiſe floſſen die nächſten Tage für Jefferſon's und ihre Gäſte dahin, zumal Georgina und Thußnelba ganz unzertrennlich waren und durch ihren jugendlichen Frohſinn und heitere Laune auch den zuweilen ernſt und trübe geſtimmten Archibald mit fortzureißen ſchienen. Trotz mannigfacher Geſchäfte verblieb der Hausherr ſo viel als möglich im Kreiſe der Seinen. Man ſah jetzt mit Rückſicht auf die deutſchen Gäſte nicht ſo viel Beſuch bei ſich, als es in dem gaſtlichen Hauſe ſonſt der Fall war, dagegen beſuchten die Damen häufig die Oper, wofürſt Mr. Jefferſon ihnen eine Loge zur Verfügung geſtellt hatte.

Seit jener Unterredung mit dem Bringen war das heiße Thema hiſtoriſch Graf Schredenſtein's Antunft nicht mehr erwähnt worden, allein Archibald war viel zu ſcharffichtig, um nicht wahrzunehmen, wie des Vaters Blicke oftmals forſchend an der Tochter liebrenden Zügen hingen, und er war der Anſicht, daß es wohl die Beſte ſei, den Dingen ihren freien Lauf zu laſſen und Alles der Vorſehung anheim zu ſtellen. Glücklicher Weiſe verlautele von des jungen Watkins's Beſuche fürs Erste von nichts.

Eines Abends, Mutter und Tochter waren mit dem jungen Ehepaar nach dem Theater gefahren, kehrte Mr. Jefferſon von einem Ausgange heim und traf dicht vor Georgina's Zimmertür mit Joſie zuſammen. Da die gute Schule ihres Aufenthaltes im fürſtlich Amberg'schen Hauſe noch immer nachzuwirken ſchien, ſo knirzte ſie vor dieſem keineswegs allzu ſtrengen Gebieter tief zur Erde und ſagte, ihr lautes Organ zu devoten Flüſtern dämpfend:

„Guten Abend, Mr. Jefferſon!“

„O, Joſie, gut, daß ich Sie einmal treffe. Es liegt mir ſchon längt daran, ein paar Worte mit Ihnen zu reden. Haben Sie Zeit?“

Ein glückliches, zugleich aber verſchämtes Lächeln huſchte um den breiten Mund. Höflich entgegnete ſie:

„Ich ſtehe jederzeit zu des Herrn Befehl.“

„Vortrefflich, das iſt mir lieb. Bitte, wollen Sie mich jetzt bald hinauf begleiten?“

Obwohl Mr. Jefferſon's Haus vielleicht zehn farbige Domeſtiken zählte, und Joſie durchaus keinen Anſpruch machen durfte, ſagte ſie etwas Betteſtes als ihre Stammesgenoſſen zu betrachten, ſo räumte er ihr als treuer Dienerin und Reiſegeſährtin ſeiner Tochter einen größeren Vorrang ein, indem er der alten Negerin ſiets mit freundlicher Rückſicht begegnete. Im oberen Stockwerke, in dem prächtig ausgeſtatteten Herrenzimmer angelangt, welches den Kunſtſinn und Geſchmack des Beſizers, ſowie die ganze Solidität ſeines Hauſes kennzeichnete, ſagte der Amerikaner lächelnd, jedoch ziemlich beſtimmt:

„Ich halte Sie für eine ſehr zuverlässige wahrheitsliebende Perſon, Joſie, der man unbedingt Vertrauen ſchenken darf, weshalb ich auch gerade Sie ausgewählt hatte. Miß Georgy,

nach Deutschland zu begleiten.“ Die Negerin knirte geschmeichelt. „Gut, auf diese Ihre großen Vorzüge und Tugenden bauend, bitte ich Sie, mir jetzt unumwunden zu sagen, ob während des Aufenthalts meiner Tochter bei den Ambergs jener deutsche Gentleman, Graf Schreckenstein, öfters nach Wusterode gekommen ist. Antworten Sie mir getrost, ich habe meine besonderen Gründe, welche das Wohl Miß Georgy's betreffen, danach zu fragen.“

Die kastanienbraune Haut der alten wurde noch um einige Färbungen dunkler, was deutlich bewies, daß ihr das Blut ins Antlitz schoß. Bögernd stotterte sie:

„O, nein, Sir — nicht gar zu oft — aber . . .“  
 „Nur weiter! Ich bin über jene Sache so ziemlich orientirt, wollte nur noch einmal Ihre Ansicht darüber hören. Sie sind ja eine grundoehrliche Person, Josie, und ich lege viel Gewicht auf Ihr Urtheil.“

„O, Mr. Jefferson ist zu gütig und nachsichtig mit mir.“ kispelte die Alte, indem der breite Mund sich zu einem Grinsen verzog; jedoch unterließ sie es dabei nicht, des Gebieters Züge einer schlaun Musterung zu unterwerfen. Rasch überdachte sie die Situation.

Also Mr. Jefferson wußte Alles. Um so besser. Dann war es wohl eigentlich kein Vergehen, ihrem übervollen Herzen Luft zu lassen! Zu ihrer Freude schien er die Angelegenheit mit dem Grafen durchaus nicht so streng zu nehmen, wie Miß Georgy gefürchtet hatte. Nur ihren Rath und ihre Meinung verlangte er zu hören. Den durfte sie bereitwilligst geben, und zu Gunsten der angebeteten Herrin wollte sie schon ausagen.

„Ich möchte, daß Sie mir einmal ganz ausführlich über jenen Grafen und seine Neigung zu Miß Georgina erzählen, Josie. Als Vater habe ich das erste Anrecht darauf, mich eingehend nach Allen zu erkundigen. So, aber dazu setzen Sie sich, bei solch wichtigen Verhandlungen kann man nicht stehen, nicht wahr?“

### Unglücksfälle.

Die Unfallsstatistik des Jahres 1895 weist einen ungewöhnlichen Umfang auf. Zahlreiche schwere Bergwerkskatastrophen figuriren neben furchtbaren Schiffsunfällen und vernichtenden Erberschütterungen. Wer sich die Mühe nimmt, die Chronik der Unglücksfälle des laufenden Jahres einer genaueren Durchsicht zu unterziehen, wird finden, daß gerade die bezeichneten drei Kategorien ganz besonders vertreten sind, und zwar in ausnahmweisem Maße sowohl wegen der Schwere ihrer Folgen wie mit Bezug auf die Häufigkeit der einzelnen Fälle.

Die Bergwerkskatastrophen, die noch immer unzählige Opfer fordern, bilden fortgesetzt den Gegenstand lebhaftester Sorge aller Philantropen. Wohl geschieht schon nach dem gegenwärtigen Stande der Technik das Menschenmögliche, um die Bergwerksarbeiter gegen die unheimlichen Gefahren, mit denen sie die finsternen Geister der Tiefe bedrohen, zu sichern. Bis jetzt ist aber kein Mittel gefunden worden, daß auch nur mit einiger Zuverlässigkeit den erstrebten Schutz zu gewähren vermöchte. Immer wieder durchheilt die Kunde von einer heimtückischen Explosion von Grubengasen die zivilisirte Welt und fordert das allgemeine Mitleid mit den Opfern eines Berufes heraus, der wohl als der gefährvollste von allen bezeichnet werden darf. Soweit die vorbeugende Sicherung der Bergarbeiter gegen Unglücksfälle in Frage kommt, muß man sich mit dem Bewußtsein trösten, daß einstweilen Alles, was in menschlicher Kraft steht, versucht wird, um gute Erfolge nach dieser Richtung zu erzielen. Zugleich aber wird man hoffen dürfen, daß es in absehbarer Zeit doch noch gelingen werde, mit Hilfe technischer Fortschritte den feindlichen unterirdischen Elementen wirksam beizukommen. Daneben bleibt freilich auch für die Verbesserung der gesundheitlichen und ökonomischen Lage der Bergarbeiter in aller Herren Ländern noch viel zu thun, insbesondere auch mit Bezug auf eine hinreichende Versorgung der Wittwen und Waisen. Jede neue Bergwerkskatastrophe lenkt die öffentliche Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade auf die hier einschlägigen Fragen.

Die Schiffsunfälle dieses Jahres bieten ein Bild der erschütterndsten Tragik. Zuerst war es der Untergang der „Elbe“, der Tod und Trauer über Hunderte von Menschen und Familien verhängte. Schrecklich waren die Scenen furchtbarer Todesart, die sich in den letzten Augenblicken, bevor das stolze Schiff in die dunklen Fluthen hinabschoß, auf eng zusammengepreßtem Raume abspielten. Nur für einen Mann hatte der Tod keine Schrecken, für den tapferen Kapitän des Schiffes, v. Goessel, der jeden Ver-

such zu seiner Rettung abwehrte und als ein wahrhafter, todesmuthiger Held mit seinem Schiffe in die Tiefe ging, nachdem er vorher noch ein Lebewohl für Frau und Kind daheim auf ein Blatt Papier geworfen hatte. Dann kam der Unfall der „Colima“ ebenfalls eines transatlantischen Dampfers, der in Folge schlechter Verstaumung der Ladung auf hoher See kenterte und fast ausnahmslos Alles, was Leben an Bord hatte, mit auf den stillen Grund des Meeres nahm. Und nun wieder das furchtbare Unglück der italienischen „M a r i a“, bei dem 148 Menschen den Tod in den Fluthen gefunden haben? Wenn man sich die Anjume von Jammer vergegenwärtigt, die durch solche Schiffskatastrophen heraufbeschworen wird und wenn man gleichzeitig bedenkt, daß die meisten Unfälle dieser Art durch gewisse Mängel in der Steuerfähigkeit der großen Schiffe verurteilt werden, so wird man gewiß lebhaft wünschen, daß eine angeblich neue Erfindung eines Ingenieurs, mit deren Hilfe die größten Schiffe sofortige beliebige Drehmanöver ohne jeden Zeitverlust auszuführen im Stande sein sollen, sich bewähren möge.

Häufiger als jemals soweit die Erinnerung der lebenden Generation reicht, sind in diesem Jahre gewaltsame Veränderungen oder Erschütterungen der Erdoberfläche aufgetreten und vornehmlich ist es Oesterreich, das unter der Folgen solcher Ereignisse zu leiden gehabt hat. Noch sind die Wunden der Laibacher Bevölkerung nicht verharicht, und schon ist ein neues, fast noch größeres Unglück terrestrischen Charakters über die Stadt Brüx hereingebrochen. Bei der Brüxer Katastrophe ist allerdings der eine tröstliche Umstand vorhanden, daß bis jetzt wenigstens auch nicht ein einziges Menschenleben zu Grunde gegangen ist. Alle gefährdeten Personen haben sich rechtzeitig zu retten vermocht. Der unheimliche Charakter dieses Ereignisses, das plötzlich aus heiterem Himmel ohne irgend ein warnendes Anzeichen über ahnungslose Menschen hereingebrochen ist, macht die Frage nach den Ursachen der Katastrophe besonders interessant. Der österreichische Professor Friedrich Steiner theilt darüber der Prager „Bohemia“ Folgendes mit: Die Katastrophe von Brüx steht mit den geologischen Verhältnissen mancher Braunkohlengebiete in innigem Zusammenhang. Zwischen den wasserbidichten Thonen, welche über den Kohlenlagern und ihren Abbau unter erleichterten Bedingungen ermöglichen, finden sich vielfach Schichten, die aus außerordentlich feinem Sand von verschwindend kleiner Korngröße bestehen. Ist dieser Sand mit Wasser erfüllt, bestreht er die Konjunkt des Dreies, Honigs zc. und fließt angezapft aus wie Syrup aus einem Faße. Sogenannte Schwimmsandsteinbrüche in Braunkohlengebieten sind nichts Seltenes. Ein Bohrloch für den

Leutjelig und scheinbar in bester Laune wies Mr. Jefferson der Dienerin einen Stuhl an und ließ sich selbst in den nächsten Sessel gleiten.

„Alte, thörichte Josie! In fast jugendlicher Lebendigkeit und im Eifer des Erzählens mit beiden Händen zuweilen durch die Luft suchtelnd, ließ sie Alles über die Lippen sprudeln, was sie als Geheimniß der jungen Herrin, seit der Rückkehr nach Washington so streng gehütet hatte. Von Prinzessin Brigitte und ihrer Verliebtheit in Graf Schreckenstein, von jener so verhängnisvoll gewordenen Begegnung im Park und der Verwechslung der beiden jungen Damen berichtete sie in ihrer Herzenseinfalt, und schließlich beichtete sie auch noch über Georgina's letztes Zusammentreffen mit dem Grafen auf der Chaussee und dessen zuversichtlichen Worten: „Auf Wiedersehen in Amerika!“

Ohne eine Miene zu verziehen, lauschte Mr. Jefferson diesen Enthüllungen, ja, als Josie geendet und erwartungsvoll in sein Gesicht blickte, nickte er ihr sogar beiter zu und sagte freundlich: „So, Josie, ich danke Ihnen — Sie haben mir — und vielleicht auch Miß Georgy einen großen Dienst geleistet. Offenheit ist ja in allen Dingen immer das Beste. Werden Sie nun aber auch den Mund halten können? Meine Tochter darf von diesem Gespräch nichts erfahren — das verlange ich ausdrücklich von Ihnen. Es ist zu ihrem Nutzen und Frommen.“

„Oh, Mr. Jefferson, wenn Miß Georgy glücklich wird, dann will ich den Mund mein Lebtag nicht mehr aufthun,“ behauptete die Alte, wobei sie die braune Rechte an die Brust legte.

„Nein, nein, so viel verlange ich gar nicht von Ihnen,“ schweigen Sie nur einmal für ein paar Tage, das genügt,“ entgegnete der Hausherr, ein Lächeln unterdrückend, und erhob sich.

„Von ihrer wichtigen und hohen Mission durchdrungen, dabei rechts und links sich verbeugend, trippelte die alte Negerin endlich hinaus. — (Fortsetzung folgt.)“



Stollenwörter, welches die wasserichte Schicht durchbricht und zufällig in Schwimmsandgebiet gelangt, kann die Ursache werden, daß sich durch daselbe in kurzer Zeit hunderte von Kubikmetern breiter Masse in den Hohlraum des darunter liegenden Bergwerkes ergießen. Im Rudnai-Schachte bei Bilin ist vor einigen Jahren ein derartiger Einbruch erfolgt. In den Kohlenflözen an der sächsisch-preussischen Grenze ist der Schwimmsand einer der gefährlichsten Feinde des Bergmannes. Ergießt sich die breite Masse in die freien Hohlräume, so wird die darüberliegende Schicht ihrer Stütze beraubt und sinkt langsam nach. Es bilden sich allmählich mehr minder große Einbuchtungstrichter, ja selbst Löcher aus, die ungefährlich sind, wenn keine Bauwerke auf dem sich nachsenkenden Boden stehen. Ist jedoch letzteres der Fall, so gerathen dieselben allmählich zum Einsturz und dieser Einsturz erstreckt sich in dem Maße weiter, als die Entlastung der Unterlage durch das Abfließen des Breies erfolgt. Ist das Wasser im Schwimmsand unter höherem Druck, so kann auch ein Bohrloch von oben, von der Erdoberfläche aus abgeteufelt, ein Ausfließen der breiigen Masse bewirken. Eine Folge dieser Art war das Unglück von Schneidemühl. Wir haben es in solchen Fällen mit einem langsamen Einsturzbeben, wie solche auch in der Erdbebenlehre bekannt sind, zu thun. Ob und inwiefern sich die Einsenkung ausdehnt, ist von den lokalen Verhältnissen abhängig und es kann Niemand ohne genaues Studium derselben über den muthmaßlichen weiteren Umfang etwas Bestimmtes aussagen. Die Technik besitzt Mittel, durch solche Schwimmsandschichten sichere Schächte abzuteufen. Eines der geistvollsten ist die Gefriermethode des Ingenieurs Bötsch, welcher die Masse durch die Zirkulation stark abgekühlter Chlorcalcium-Lösungen in Röhren zum Gefrieren bringt. Ein anderes Mittel besteht darin, die Schwimmsandschichten durch Bohrbrunnen mit Asbest- oder ähnlichen Umhüllungen zu entwässern und dadurch die Masse in die Konsistenz feuchten Sandes überzuführen, der nicht mehr fließt. Vielfach verstopfen sich derartige Ausflüsse von selbst, wenn die am meisten hervorgequollenen Schichten durch rascheren Wasserabzug widerstandsfähiger gegen Verschiebungen werden. Für unannehmbar hält Professor Steiner, daß ein direkter Einbruch unterirdischer Hohlräume unter der Stadt selbst durch leichtfertigen Abbau erfolgt sei. Daß für Städte, welche auf festen Untergründe stehen, wie z. B. Prag zc., eine Katastrophe dieser Art überhaupt ausgeschlossen bleibt, ist selbstverständlich. Daß Wasser- und die Gasleitungsrohre, welche im sinkenden Boden liegen, brechen, und in Folge dessen ihre Funktionen verlagern ist eine natürliche Folge, die im Kleinen bei Sezungen frisch aufgeworfenen Bodens zc. jederzeit beobachtet werden kann. Eine gutachtliche Aeußerung des Professors Suez in der „N. Fr. Pr.“ führt das Unglück ebenfalls auf den Einbruch von Schwimmsand zurück.

Wie dem auch sei, jedenfalls beweist die Katastrophe von Brüx, wie wenig sich das Geschlecht der sterblichen Menschen auf die Sicherheit des Bodens verlassen kann, auf dem es wandelt. Nicht nur die blaue Meerfluth birgt Gefahren; auch das feste Land hat rebellische Geister in der Tiefe, die plötzlich anfangen sich zu empören, beim Aufsteigen die Spuren menschlichen Fleisches erbarmungslos vernichten und blühende Kluren und Städte in trostlose Trümmerhaufen verwandeln. So vergeht über Nacht, was am Tage noch lebenskräftig aufrecht stand, und die Vergänglichkeith aller irdischen Dinge tritt überwältigend in die Erscheinung. Das Leben aber halet weiter und sucht sich neue Stätten der Arbeit und des Erfolges.

## Matrosenwitz und Matrosenhumor.

Von einem Seemann.

Erschrecken Sie nicht, schöne Leserin, es wird nicht so schlimm werden. Sie sollen beim Lesen des Nachstehenden nicht in die Verlegenheit kommen, jenes allerliebste Damenmanöver ausführen zu müssen, das darin besteht, die Hände vor die Augen zu halten und nur ein ganz klein wenig zwischen den Fingern hindurchzublinzeln, — gerade genug um zu sehen, was man sehen will — oder, sofern Sie sich eines vorlebenden Gatten oder Bruder erfreuen, die Ohren zuzuhalten, um den Vorleser glauben zu machen, Sie hörten nichts.

Sie halten dafür, daß ich mich schlecht bei Ihnen einführe und zeihen mich von vornherein einer Ungezogenheit gegen Ihr Geschlecht?

Aber bedenken Sie doch, verehrte Leserin, wir Seeleute sind nun einmal nicht so, wie andere Menschen. Wir verbringen den

größten Theil unseres Lebens nur in Männergesellschaft und entbehren der wohlthätigen und veredelnden Einwirkung, die der Verkehr mit Frauen auf den Charakter, die Umgangsformen und Lebensanschauung ausübt. Und dann: wieviel Mühen und Strapazen haben wir nicht auszustehen, wie viel Ungemach in unserem Beruf zu erdulden! Da ist es nicht zu verwundern, wenn die rauhe Lebensweise uns ihren Stempel aufdrückt, wenn wir nicht gewohnt sind, unsere Worte auf die Waagschale zu legen, wenn wir es nicht vermögen, zierliche Phrasen zu dreheln, und uns auf's Komplimentemachen so schlecht verstehen, daß man uns gemeinhin Seebären schilt, die bekanntlich zur Spezies der sogenannten „ungeleckten“ gehören.

Bei großer Körperlicher Anstrengung wirkt ein derbes Wort wie die Peitsche beim Gaul, es feuert an und belebt, und wir, die wir unser Leben im steten Kampf verbringen, haben uns nun einmal an dieses Reizmittel so gewöhnt, daß man es uns nicht verdenken kann, wenn wir gelegentlich zur Unzeit damit herausgekommen. Aber wie gesagt, ich will versprechen mein Möglichstes zu thun und hübsch manierlich zu bleiben. Freilich, das Thema ist verhänglich!

Bei dem schlichten Sinn unserer Seeleute darf man von ihrem Witz nicht erwarten, daß er sich als ein Raketenfeuer sprudelnder und geistreicher Einfälle zeige. So viel Scharfzinn der Seemann auch in seinen Berufshandlungen bethätigt, so ist ihm doch entschieden eine gewisse Denkräufigkeit oder richtiger gesagt, eine Langsamkeit des Gedankenganges eigen, die selbstverständlich die denkbar ungünstigste Vorbedingung für den Witz, namentlich den bildlichen, bietet. Die bewegliche Auffassungsgabe fehlt, das grübelnde Element macht sich in erster Linie geltend. Aber dann verlangt der Humor beim Seemann nicht minder sein Recht, denn fröhlich ist, trotz dem Hang zum Simulieren, das Bältschen, das keine Sorge drückt, sich des schönen Wetters heute freut, ohne an das „Morgen“ zu denken, und in Sturm und Seegang, wenn die nasse, salzige Fluth ihm feinen trockenen Faden am Leibe läßt, sich damit tröstet, daß sich das Unwetter ja doch einmal austoben muß.

Natürlich äußert sich dieser Frohsinn in Sprache wie Handlung, nicht selten ausgelassen, zumeist aber in schalkhaftem Wort, Spott und einer gewissen Meßsance, die nicht verlegt, weil sie zu harmlos gemeint ist. Hänfeln thut der Seemann für sein Leben gern — man denke an die Aequatortaufe — und ebenso gern hängt er seinen Vorgelegten etwas an. Der Rheber, der Kapitän, die Steuerleute und der Koch, sie alle müssen herhalten. Den Rheber liebt man in seiner Rhebereiflage, die im Hafen vom Großtopp des Schiffes weht, zu verpöten. Zu Hilfe kommt dabei die Sitte, daß man die Anfangsbuchstaben der Firma in die Flagge zu legen liebt. Da macht der Seemann denn aus W & K „wenig und knapp“ (womit er natürlich den Proviant meint), W B B „wird bald besser“, G T „geht zum Teufel“ u. s. w. Eine ganze Reihe von Auslegungen hat in dieser Weise die Hausflagge einer der größten Passagierdampferlinien erfahren, der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft. Das H. A. P. A. G. wird bald gelesen als: „haben auch alle Passagiere Geld“, dann „hingen alle Proviantmeister am Galgen“ oder „hat als Präsidenten Adolf Goderoy“, wobei zu bemerken ist, daß der langjährige Leiter des Geschäfts, der vor ein paar Jahren verstorben ist, diesen letzten Namen trug.

Der Kapitän heißt bei der Mannschaft der „Ole“, der erste Steuermann der „Große“ der zweite, der auf kleineren Segelschiffen die Kontrolle über den Proviant führt, der „Speckschneider“. Der Koch ist eine „Smuttje“, was nach Belieben als „Schmierfink“ oder als „Einer der schmort“ ausgelegt werden kann. Wer ihm besonders wohl will, giebt ihm auch wohl den Schmeichelnamen „Fettlieb“.

Essen und trinken hält bekanntlich Leib und Seele zusammen und beim Seemann erst recht. Da ist es begreiflich, daß er sich viel und oft in Gedanken mit dem Proviant beschäftigt. Das Salzfleisch, das auf längeren Reisen in der Regel bedenklich hart wird, heißt deshalb „Mahaqoniholz“, das Sonnabends-Gericht, das Spannhuchen, nennt der Matrose „lederne Jung“ und die Kapuzinererbsen, denen man nachsagt, sie seien nur dann zu verdauen, wenn man tüchtig klettern muß, bezeichnet man als „Bramstagläufer“, da der Bramstag das oberste, von Mast zu Mast laufende Tau ist, das zu erklettern gewaltige Anstrengung kostet. Der Seemann liebt es besonders, vom Schiff wie von einem lebenden Wesen zu sprechen. Er dichtet ihm einen besonderen Willen, gute und schlechte Eigenschaften, Unarten und Tugenden an. Es ist „hart“, wenn es sich bei einfallendem Winde leicht überlegt, „steif“, wenn das Gegentheil der Fall ist, es macht ein „schiefes Gesicht“, wenn die Naaen nicht gleichmäßig gedraht und

das Taumelwerk nicht ordentlich steif gesetzt oder die Masten nicht regelrecht gestagt sind. Es ist „eigenfönnig“, wenn es dem Steuer nicht ordentlich gehorchen will, dagegen „lauscht es auf das Ruder“ (so viel wie Steuer,) wenn das Gegentheil der Fall ist. Ein Fahrzeug, das beim Segeln vor dem Winde den Bug leicht in der See vergräbt, „steckt seine Nase weg“; wenn es bei großer Fahrt bald nach der einen und bald nach der andern Seite vom Kurs abweicht, so ist es „wild“ geworden, und wenn es nach einer schweren Böe, in der es bis zum Kentern schief gelegen hat, sich wieder aufrichtet, so „trägt es den Kopf wieder hoch“. In Allem behandelt der Seemann sein Schiff eben wie ein lebendes Wesen, nur hie und da, wenn ihm aus Uebermuth über zu lang andauerndes schweres Wetter, oder im Werge darüber, daß sich das Schiff in der See schlecht bewährt, viel Wasser an Deck nimmt, so daß er keinen trockenen Faden am Leib behält, der Humor ausgegangen ist, dann schilt er sein Fahrzeug wohl einen „Kasten“, eine „Bütt“ oder einen Kahn.

Wenn die Leute von der See ihren Schiffen gern menschliche Eigenschaften andichten, so vergleichen sie andererseits den Menschen auch wieder gern mit einem Schiff. Wenn sie Jemanden tüchtig auswechseln, so „geben sie ihm den Wind von vorne“; läßt er es sich gefallen und steckt die Schelte ein, so hat er „beigedreht“, mit anderen Worten „keine Segel gemacht“, bezahlt er aber mit gleicher Münze, so hält er auf den Angreifer ab. Wenn Jemand auf eine Forderung eingeht, auf eine Beleidigung reagirt, oder sich mit Jemand anlegen will, so „ludt er auf“. Zieht er sich aber zurück, so „steckt er ein Neß ein“. Ein uppiges Weib ist für den Seemann eine „stolze Fregatte“, an der er nur allzugern „vertäut“, oder mit anderen Worten, sich in sie verliebt und wenn ein junger Geck à quatre épingle ausstafft ist, so hat er „Seeegel gesetzt“, die bekanntlich bei einer steifen Böe leicht wegstiegen, auch somit ein ganz unzuverlässiges Segelzeug sind.

Von der Neigung der Seeleute, Jemanden, der mit den Schiffsfahrtsverhältnissen nicht vertraut ist, zu hänseln, hat wohl Jeder, der auch nur eine kurze Reise zur See gemacht, eine Probe erhalten. Namentlich die Schiffsjungen, welche die erste Reise machen und die Seefoldaten bei der kaiserlichen Marine wissen ein Viehdien davon zu fingen. Man schießt sie nach dem Flaggenkopf um etwas zu holen, was ganz unten im Schiff verstaubt ist; heißt sie mit dem Besen den Schaum vor dem Bug wegföhren, damit das Schiff besser Fahrt machen kann, schießt sie nach dem Kapitän, um einen Binsel zum Lustreichen der Butter zu holen, wenn das Schiff in die Tropen kommt und anderes mehr. Unter Gleichgestellten gehen solche Scherze nicht immer glatt ab und namentlich dann nicht, wenn Matrosen verschiedener Schiffe und Nationen beisammen sind. Engländer und Amerikaner reden, wenn sie zusammenkommen, nur ungerne vom Sternens- und Streifenbanner, denn die letzten sind stolz darauf, daß es auf ihren Schiffen weht, und Abions Söhne verhöhnen sie, weil die amerikanische Schiffsahrt immer mehr zurückgeht. Das Ende vom Liede sind denn gewöhnlich wieder Streifen, nicht auf der Flagge, sondern auf dem Buckel der Vetheiligten.

Hiermit genug vom seemännischen Wiß. Geistesblicke sind es nicht und beanspruchen es auch nicht zu sein. Es offenbart sich in ihnen nur der Frohsinn harmloser Naturen, eine gewisse Schalkhaftigkeit und ein gesunder, unverwüthlicher Humor, der am Meisten zur Geltung kommt, wenn Ungemach und Entbehrung auf dem Seemann lasten, und in Situationen, wo andere Leute schon auf dem Punkte stehen, sich jener Gemüthsstimmung hinzugeben, die man mit dem Ausdruck „ungemüthlich“ bezeichnet. Nicht um ihrer pikanten Spitze willen verdienen die Seemannswiße bezeichnet zu werden, wohl aber weil sie die Sinnesart und Denkweise wiederpiegeln von einer Menschenklasse, die von ihren Brüdern am Lande bislang noch so wenig gekannt wird, wiewohl sie berufen ist, ein gutes Stück nationale Arbeit zu leisten, und dafür Sorge zu tragen, die Ehre der deutschen Flagge im Auslande hochzuhalten. (L. L. C.)

**Allerlei.**

**25 000 Rosen,** 50000 Seerosen, 3000 Bündel Levkojen, 2000 Bündel Schleierkraut und 1700 Bündel Bergkristall braucht allein eines der ersten Berliner Kranzbindergeschäfte, das namentlich seitens der einzelnen Regimenter Aufträge für Kränze erhalten hat, welche zur Aus schmückung der Gräber der 1870/71 Gefallenen dienen sollen. Die Kränze, die aus Kirchlörbeer, Eibenlaub, italienischem Lorbeer in Verbindung mit diesen Blumen gebunden werden und bei einzelnen Regimentern mit Schleifen in den Regimentsfarben, bei anderen wieder mit den Bändern des eisernen Kreuzes geschmückt sind, repräsentiren einen Werth von je 15 bis 75 Mark.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziese in Halle (Saale), Leipzigerstr. 87

**Aus dem Kriegs-Tagebuch eines Adjutanten des 8. Korps.**

Das Eiserne Kreuz.  
 Von Eisen ist's, ein schlichtes Kreuz  
 Mit einem Silberband,  
 Und wer es trägt that nur die Pflicht  
 Für König, Vaterland.  
 Und wer es trägt, gedenkt der Schlacht,  
 Und hebt die Hand empor:  
 Für meinen König das nächste Mal  
 Hab ich noch Besseres vor.  
 Und wer es trägt, denkt an das Kreuz  
 Am Grabe auf freiem Feld:  
 Dort schlummert, der es tragen sollt' —  
 Der todte Kreuzheld.  
 Und wer es trägt, denkt alter Zeit  
 Und faltet die Hände fest,  
 Daß Gott ihm gab so große Ehr',  
 Der's Kreuz ihn tragen läßt.

H. L.

**Brügelscenen bei einem Mädchenwettgang.** In dem „W. J. C.-Bl.“ lesen wir: Am letzten Donnerstag hat ein Mädchen-Distanzgang von Wien nach Birkersdorf stattgefunden, bei welchem Fräulein Anna Möhl, die vom Starte um 25 Minuten später als ihre Konkurrentinnen abgegangen war, als Siegerin hervorragt. Zwei Tage später wurde jedoch gegen den Sieg des Fräulein Möhl mit der Motivirung Protest erhoben, daß dieselbe an einzelnen Stellen, wo sie nicht gesehen werden konnte, gelaufen sei und auf diese Weise den Sieg „auf unlaute Art ergattert“ habe. Fräulein Möhl remontrirte gegen die Beschuldigung und erklärte sich bereit, den Distanzgang auf derselben Strecke und unter denselben Bedingungen nochmals auszutragen. Diesem Vorschlage schloßen sich sämmtliche 30 Mädchen an, aus welchem Grunde gestern Morgen abermals ein Wettgehen veranstaltet wurde, das aber einen unerwarteten Abschluß fand und ein Nachspiel beim Bezirksgerichte in Birkersdorf haben wird. Die letzte Gruppe, bestehend aus den Damen Anna Möhl, Regine Ziegler und Marie Wagner, war von einem Einspänner mit zwei Herren begleitet, um neuerliche Unregelmäßigkeiten hintanzubalten. Der Wettgang ging ganz glatt bis unmittelbar nach Ober-Weidlingau vor sich. Fräulein Anna Möhl hatte bereits alle ihre Konkurrentinnen überholt und nur noch Anna Ziller, die beim letzten Gange „Vierte“ geworden war und auch den Protest erhoben hatte, vor sich. Da bemerkte Fräulein Möhl, daß Anna Ziller immer einige Schritte ging und dann wieder mehrere Schritte lief. Erboßt hierüber eilte Fräulein Möhl, jede weitere Konkurrenz aufgebend, ihrer Partnerin nach und hielt dieselbe, als sie eingeholt worden war, fest. Es entstand nun ein heftiger Wortwechsel, bei welchem sich die Mädchen gegenseitig bestig beschimpften, und der solche Dimensionen annahm, daß sich eine Keilerei mit Sonnenschirmen zwischen den beiden Gegnerinnen entwickelte. Das Bemühen der herbeigekommenen anderen Mädchen, Frieden zu stiften, war ein vergebenes. Frä. Ziller brachte den Kopf der Möhl in eine große Unordnung, wogegen diese ihrer Gegnerin wieder den Besitz von Fingerringeln auf den Wangen deutlich zu fühlen gab. Nach längerer Balgerei gaben die kämpfenden erschöpft das Raufen auf. Den Kampfsplatz kennzeichnete ein zerbrochener Sonnenschirm und ein total zertrümmerter Strohhut, welche beide Gegenstände dem Fräulein Möhl gehörten. Anna Ziller begab sich sofort nach Wien per Bahn zurück, mit der Drohung, sofort durch einen Dienstboten einen Arzt zur Aufnahme eines ärztlichen Berates holen zu lassen, damit sie gegen Anna Möhl klagbar auftreten könne. Der Wettgang hatte unter diesen Umständen ein vorzeitiges Ende gefunden. — Von Nechtswegen hätten alle „Damen“, die an dem Wettgang sich beteiligten, von kundiger Hand eine tüchtige Tracht Prügel verdient.

**Vom Büchertisch.**

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)  
 — Von der Verlagsbandlung Stephan Geibel in Altenburg gingen uns die Lieferungen 7 bis 11 der billigen Jubelausgabe von **Zeit-Kriegserinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen**, zu Musketierzeit, den wir bei Sedan verlassen hatten, führ uns nach Croissy, wo er König Wilhelm mit Bismarck und Moltke zu sehen bekommt. Dann geht's von Ferrrières nach Orleans (Schlacht von Orléans) und von dort nach Châteaudun. Die Beschreibung des Gefechts von Châteaudun, an der Zeit hervorragenden Antheil nimmt, was auch in der Geschichte des 32. Regiments rühmend hervorgehoben wird, gehört zu den Glanzpunkten des Buches und hält uns in athemloser Spannung. Sehr heiter wirkt die „Photographengeschichte“ und die „Marktszene“ in Chartres. Das sind geradezu Kabinettstücke humoristischer Darstellungskunst. Ueberhaupt macht die Abwechslung von prächtigem Humor und tiefem Ernst das Zeitliche Werk zu einem der anziehendsten und interessantesten Bücher, die wir kennen. Für Alle, die „mit dabei waren“, muß es ein köstlicher Genuß sein, in diese Erinnerungen sich zu vertiefen, für die Jugend aber, die Söhne der Mitkämpfer, enthält das Buch die beredteste Mahnung, es den Vätern einst nachzutun, wenn das Vaterland es fordert. Den Allen wie den Jungen sei das prächtige Buch, das bis Weihnachten fertig vorliegen soll (in 29 Lieferungen à 20 Pfennige) wiederholt aufs wärmsten empfohlen!